

Mit Munition nach dem Osten.

Augenblicksbilder aus Rußisch-Polen.

Der schwere Munitionszug schiebt sich durch die polnische Ebene. In des Wortes wörtlicher Bedeutung: er schiebt sich; denn fahren kann man dieses andauernde Schleifen nicht mehr nennen.

Ich stehe auf der Lokomotive bei Führer und Heizer. Der Führer gebt nicht mehr zu den Jüngsten. An seinen Schläfen schimmert schon verdächtig grau. „Wenn wir's nur zwingen,“ sagt der Alte, „dann ist's gut. Die Maschine fördert von Rechts wegen nur 900 Tonnen, aber 1500 sind ihr angehängt, ganze 144 Achsen!“

Und die Maschine schafft's! Freilich, der schwarze Heizer, ganz in Ruß und Schweiß gehadet, leistet Uebermenschliches. Schaufel auf Schaufel schwerer Kohle wirft er in den Kasten der gefräßigen Feuerung. Kaum läßt er sich zum Verschmausen Zeit.

Wir fahren in eine Kurve hinein. Ich beuge mich zur Maschine hinaus. Schier endlos scheint mir die Wagenreihe, die wir schleppen. Was ist da alles darin an Munition!

Die erste Station auf russischem Boden ist erreicht. Der Zugführer kommt aus seinem Wagen heraus gelleitert und sagt, daß wir hier einige Stunden liegen bleiben würden. Vielleicht werden auch Tage daraus. Man kann's nie genau wissen. Wir sind im Sertage, wir sind in Rußland, das erklärt vieles.

In der letzten Station, die wir passierten, hand auf dem Nebengleise ein Transport mit sechzigtausend Soldatenpaketen. Wie wir von den Begleitmannschaften erfuhren, lagen sie schon acht Tage hier und kamen nicht weiter. Und es ist zehn gegen eins zu wetten, daß in vierzehn Tagen, wenn wir wieder zurückfahren, die sechzigtausend Pakete noch keinen Schritt weiter gekommen sind. Höchstens, daß sie von einem Gleise aufs andere umrangielt wurden.

Die Maschine wird abgehängt und fährt weiter vor, um Wasser und Kohlen zu fassen. Ich steige hinunter und schlenkere zum Zug zurück, wo unser Nachkommando in einem Wagen erster Klasse haust.

Die Kameraden sind alle schon munter. Wir wollen ein wenig in die Stadt hineingucken und fragen den Fahrleitenden, wann unser Zug abgehen werde. Der Beamte zuckt die Achseln und weiß keine bestimmte Zeit anzugeben. Rotgedrungen müssen wir dableiben und unsere Reugierde auf den Bahnhof beschränken.

Zu schauen gibt's genug. Zerstörung überall. Da steht der Wasserturm der Station. Genau genommen, hängt er nur noch. Die ganze untere Hälfte ist bis weit über die Mitle hin weggeprengt.

Ein paar lächerlich dünne Eisenstangen halten den schweren Steinturm noch aufrecht.

Endlich fahren wir wieder. In schlaftrüger Eintönigkeit rollt die polnische Landschaft an unseren Augen vorüber. Soweit man schauen kann, nichts als Acker, die nur hier und da mit öden Sandstrecken und mageren Kieferstäben untermischt sind. Dann und wann werden auch die armseligen Bauernhütten sichtbar. Zwei, drei liegen eng geduckt zusammen, als fürchteten sie sich vor der Einsamkeit.

Mit einem Mal ziehen sich diese gelbe Striche quer über die Sturzbäcker: die ersten Schützengräben.

Dicht dabei tauchen auch schon die ersten Gräber auf, mit schlichten Kreuzen aus Fichtenzweigen geschmückt.

Sieh, dicht neben dem ersten Graben muß eine Granate eingeschlagen haben! Wie eine türkische Riesentröde hoch das zwei Meter tiefe Loch im Boden.

Auf der nächsten Station ist wieder Aufenthalt. Beim Aussteigen werden wir schier erdrückt von der Masse deutschsprechender Juden, die uns allerlei Sachen anhandeln wollen. Das Auftreten dieser Leute ist mehr als unverschämmt. Die Sommerfliegen kleben sie an einem, verfolgen einem auf Schritt und Tritt. Freilich, noch unverschämter sind die Preise, die sie für ihre Waren fordern. Zwei ist schier unerschwinglich.

Ich gehe den Zug hinunter und schaue nach, ob die Plomben an den Wagentüren noch unterseht sind. Ein altes Weib, das mit

Leberwurst, Tabak und Zigaretten handelt, schleicht mir wie ein Schatten nach. Ich hätte sie schon längst zu allen zehntausend Teufeln geschickt, wenn nicht ein allerliebtes Mädchen von etwa vierzehn Jahren in ihrer Begleitung gewesen wäre. Der zuckende Kaufe ich um teures Geld ein Päckchen russischen Tabak, der aber schon an der Art der Verpackung seinen deutschen Ursprung nicht verleugnen konnte. Ich mache der Alten ein Kompliment über die Schönheit ihrer Tochter.

Da öffnet die verrungelte Heze ihre Zahnlücken und sagt zu meinem maßlosen Erstaunen in wunderlich abgehackten Worten: „Geben Sie an mich fünf Mark und Sie können sich schlafen dieser Nacht hier bei meine Tochter!“

Das Mädchen steht dabei, hört und versteht diese Worte und wird nicht einmal rot dabei. Im Gegenteil, sie bleckt ihre niedlichen Zähne und sagt: „Ja, kommen Sie!“

Ich bin wie vor den Kopf geschlagen. Glücklicherweise entsetzt mich das Signal zum Einsteigen einer Antwort. Während der Zug ins Rollen kommt, fällt mir der gekaufte Tabak ein. Ich mag ihn gar nicht mehr rauchen und werfe ihn kurzerhand zum Fenster hinaus.

Das Päckchen fällt auf den Bahnsteig. Zehn Gestalten stürzen sich darüber her und schlagen sich um die paar Jüge Rauch den Schädel blutig.

Meine Kameraden im Nebenabteil schlafen bereits. Ich bin mutterseelenallein, lasse ein Fenster herunter und freue mich des Tages.

Wie wohl doch frische Nachtlust fühlt! Hell liegt der Mond auf den leicht überschneiten Feldern. Die Schatten der kleinen Fichtenzweige sind schwarz und eindrucksvoll. Die Bauernhütten nebeneinander sind bei Nacht ganz behäbig und stattlich aus in ihren hohen Strohdächern. Hier und da bellt ein Hund hinterm Jüge her. Kurz, die Gegend sieht aus, als wüßte man hier nichts vom Kriege.

Erst ein Posten, der regungslos vor einem Straßenübergang steht, erinnert mich daran. Der Zug verlangsamt plötzlich sein Tempo und wird so langsam, daß man gemütlich danebenherzoteln könnte.

Wir fahren über die neue Wartbebrücke, die von den geschickten, arbeitswilligen Händen deutscher Pioniere gebaut worden ist. Silberglänzend wie ein riesenhaftes Aluminiumband dehnt sich der Fluß in die Breite. Unheimlich umgurgeln die Wasser die Trümmer der alten Brücke, die zerstört im Flußbett liegt.

Ich schaue hinunter. Rechts und links, soweit sich's blicken läßt, nirgends zeigt sich ein hübsches Gelände. In meinem schlafschimmerigen Zustand kommt es mir vor, als führe ich in einem Zeppelin über die tausend Abgründe der Welt.

Auf einer kleinen Station, deren Namen wieder einmal nicht auszusprechen ist, haben wir einen neuen Stundenlangen Aufenthalt. Meine Augen haben im freien Feld draußen einen Hasen entdeckt. Zwei Mann hoch tigern wir los, um ihn zu schießen.

Es ist nicht nur ein Hase. Es ist eine ganze Schar, mindestens zwei oder drei Dutzend. Wenn wir mit unseren schweren Stiefeln über den gefrorenen Boden tapfen, springen die fetten, flinken Kerlchen aus jeder Furche auf.

Die polnischen Hasen scheinen nicht so furchtsam und ängstlich zu sein wie ihre deutschen Hellschlaggen. Alle Augenblicke sehen sie sich hin, machen ein lediges Ränzchen und verlocken uns zum Schießen. Wir pulvern einige Male los, treffen aber nichts.

Unterdessen sind schon eifrige Stunden ins Land gegangen. Weidmänner über unsere knallenden Mäherfolge stiefeln wir schließlich bahnu. Verdammte, der Weg scheint überhaupt kein Ende mehr zu nehmen. Hasen und Hühner haben und weidlich weit weggejodelt.

Wir machen lange, häßliche Schritte. Wir geraten ins Schwitzen. Endlich kommt die Station in Sicht. Gottlob, der Zug steht noch. Aber kaum sind wir auf zweihundert Meter heran, da schwenkt er ein lustiges Rauchföhlein heraus, läßt einen schallenden Pfiff hören und dampft ab.

Weidmannspeak! (Schluß folgt.)

Unsere gesunden deutschen Tees.

Spät abends. Ich bin heimgekommen von der düsteren Gabel, in der die dreiten Eisshollen sich knirschend aneinander vorbeischieben. Ein Aroma durchschwängert mein Zimmer, daß meine Brust tiefer aufatmet als in der frischen, abendigen Seeluft draußen.

Ein Aroma ist es, ein Luftgebütz, als ginge ich in sommerlicher Schwüle neben grüner Säulenglut am Sektroise hin, wo die Krausemünze ihre rötlichen Blütenähren aus dem ewig nassen, feuchthaltenden, sumppigen Seeland hebt und in diesen belebenden Pfefferminzhauch ihre Blütenseele verströmet. Aber auch das ist es nicht, was mich so aufatmen macht. Es hat Wanderschaft mit dem Duft, den die kleinen Rachen vom Krücker nebenan im leibigen Zell haben, wenn sie auf dem Arm an der Brust so aufheimelnd zu schnurren beginnen, wenn sie die Nacht im Heu verschlafen haben und das ganze entzückende, hauptsächlich nach Waldmeister riechende Parfüm der von Heuschobern bestandenen Sommerwiesen ausströmen.

Also ein süßer Wischmasch von Wohlgerüchen ist es, der mir ins Blut fährt, und ein kunstvoll ausgeflügelter Wischmasch ist es auch, der dort der unter der Lampe dampfenden Tasse Tee dies tiefe Goldbraun des Lones gegeben hat.

Wenn ich mir das klein geschneidete Zeug in der Teetüte angucke — ja, das graue Märlchen kann Vieles sein, dies Märlchen — ob's vom Stengel einer violetten Stabiose stammt? Da ein winzig Splitterchen Holz: ich prüfe zwischen Zähnen, Lippen und Zunge, ja: ein Atom Süßholz! Und dies gelbgraue Stäubchen — vermutlich ein Bestandteil einer Solunderblüte. Und dieser Blattstücken? Wie ein erstorbenes Rehchen vom Schmelz eines Herbstalters schau's fast an; so weit ich ohne Mikroskop aber mit meinen Brillengläsern hier in die gewesene Blumenzeitsung schauen kann, wird's Ehrenpreis gewesen sein.

Ja, die exotischen Teesorten sind in ihren Preisen in die Höhe gegangen, und diese „Konjunktur“ hat die Wertschätzung unserer Heimat auch in diesen vorher so vernachlässigten Teedüngern zur Folge. Nur der Mann, der die Medizinflaschen und die Billenschachteln liefert, schätze die Heimat schon vorher in dieser Beziehung. Darum aber schauderte uns, wenn uns das Anfinnen gestellt wurde, es mal mit unseren deutschen Tees auch als Tagesgetränk zu versuchen. Man nahm den Spiegel still hinter der Tür zur Hand und begadete sich insgeheim, ob man denn wirklich so scheinlich alle Uebel offenbare, von denen sich ja ein jeder heute geplagt glaubt, dem das Wort Kern nicht ganz ein dunkles, bezeichnungsloses Buchstabenkonglomerat geblieben ist.

Die Preise der Exotischen sind mit dem Krieg in die Höhe gegangen. Vielleicht ist es sehr gut für unsere Kerben. Ich kenne die schlaflosen Nächte, die aus China und Ceylon kommen! Vielleicht ist es auch gut für unsere heimische Teefabrikation, denn sie zeigt sich staunenswert anpassungsfähig. Sie sucht uns den „Exotischen“ wenigstens im Geschmack zu ersetzen. Im Duft? Nein, da verleugnet sich nicht das seltsame Gemisch von zart berauschenden Wohlgerüchen, die uns aus hochdruckraucher Blütenwiese im Sommerwind entgegenweht. Ich weiß es nicht, aus welsch unzähligen Substanzen verschiedenster heimischer Gewächse sich das chaotische Teegemisch in meiner Tüte zusammensetzt. Vielleicht ist es nur die Zusammenfügung des „deutschen Tees“, der zu soundsoviel Gramm aus Gundelrebe, Süßholzwurzel, Scabiosenkraut, Ehrenpreis, Melisse, Salbei usw. gemischt wird, wie der berühmte „Kräuter-Stahl“ angibt.

Aber ganz abgesehen von diesen mit sadmännischen Teegeschmacksnerven herausgeglühten „Risierungen“, zu denen auch der französisch benannte St.-Germaine gehört — auch unsere einfachen Teesorten können, wenn man nur erst mal das Vorurteil beiseite lassen und den ersten, den zweiten Versuch machen will, für uns zu täglich trinkbaren Annehmlichkeiten werden. Ich persönlich schätze a. B. den außerordentlich belebend wirkenden Pfefferminztee. Ach, er hat nichts von der gefürchteten giftigen grünen Karbe, die einem von vornherein den Appetit verdirbt. Eine kleine Prise davon, wie man sie mit zwei Fingern aus dem krausen trockenen Blattwerk nimmt, füllt ein Männchen von vier, fünf Tassen mit dem wundervollsten Goldton, den man sich nur vom „China“ oder „Ceylon“ erträumen kann.

Solunder, gewiß, den täglich zu trinken, wird nur einem etwas bizarr disponierten Geschmack möglich sein. Aber Lindenblüte? Warum soll uns unbedingt ein Getränk mit dem Duft des Honigs, den wir auf dem graumelkerten Kriegsbrötchen schlucken, widerlich sein? Versuchen — versuchen! Mit dem guten Willen der vernünftigen Einsicht und der vernünftigen Auswahl unter der Unzahl unserer heimischen Teesorten!

Ich kenne die schlaflosen Nächte, die aus China, aus Ceylon stammen. Aber die Teedelikatessen der deutschen Blütenwiese gönne ich mir mit dem unterzagtesten Gemüte spät abends, wenn ich von der eifrigen Gabel heimkehre, in der die Eisshollen gegen- einander knirschen. Es ist was Wertwürdiges um so ein Krausemünzblättchen, Pfefferminzblättchen — seine schon den Atem aufweitenden Esenzen spülen durch die Gefäßsysteme, regen sie lebendig an, insbesondere die wichtige Verdauungszentrale und damit den

Ueberfluß.

45] Von Martin Andersen Nexö.

„Ich glaube, ich sehe Ballerup,“ ertönte eine kopenhagener Stimme. Karl drehte den Kopf, es war der kleine Kopfschläger, der Mehrgeselle aus der Nacht auf dem Hof des Abtinentenlehms.

„I, bist Du's, Vagabond,“ erwiderte eine andere kopenhagener Stimme.

Der Direktor trippelte unruhig umher. „Bitte schön, meine Damen,“ rief er hinauf, als eine kleine Pause entstand, hier sehen Sie den kostbaren, mit Diamanten geschmückten Gürtel, der bei dem große Pfandleiber Schenk in Hamburg für fünfshundert Mark gekauft gewesen sein. Er gehören denjenigen, die meine Frau in zehn Minuten werfen. Kommen Sie mal vor, es kosten nur zu probieren.“

Es verstrichen ein paar Minuten in Stille, dann kletterte ein großes, kräftiges Dienstmädchen über die Barriere und ging in die Arena. Auf ihrer Stirn sah ein winziges Stroh- hütchen das zu der Himmelfahrtsnase hinabblatte, wenn das Mädchen sich bewegte; Rücken und Glieder erinnerten an einen Traktorschlepper, und hinten ragte eine riesige Turnüre weit hervor und hielt den Kopf über den dicken Waden und den Schuhen mit den hohen Absätzen in der Schwere.

Sie ging zur „Welfkönigin“ hin und befühlte den Gürtel prüfend. Er mußte ihren Beifall errungen haben, denn sie nickte eifrig, als der Direktor fragte, ob sie „probieren“ wolle. Ihr Kopf wurde feuerrot, als er ihr Hut und Jackett ablegen half.

„Wirf die Schuhe ab, Vene!“ rief ein Seemann. „Sonst rollt's zu sehr.“

Als sie auch das getan hatte und mit schlängelnden Gliedern vortrat, stürmte die „Königin“ plötzlich mit gesenktem Kopf auf sie zu und packte sie unterm Leibe. Aber das Mädchen legte sich bedächtig vornüber und umschlang den gewaltigen Oberkörper mit ihren langen Armen; und so walzten sie in der Arena herum, während die Zuschauer sich vor Lachen krümmten. Das war doch wirklich keine Wüge, es war die Glanznummer des Abends; schon lange hatte man sich nicht so amüsiert.

Auf einmal bekam die „Königin“ es satt herumzurrennen, sie warf sich auf alle viere nieder und blieb ruhig liegen;

doch Vene, die die Situation mißverstand, trat sie in die Seite, um sie zu veranlassen, wieder aufzustehen. Die „Königin“ erhob sich empört und erwiderte den Tritt, und das wurde die Einleitung zu einer regulären Schlägerei, wobei jede dem Haar und den Kleidern der andern zuleibe wollte.

Der Direktor machte einige kleine Versuche, sich ins Mittel zu legen, schien aber im übrigen nichts dagegen zu haben, daß der Ringkampf eine derartige Wendung genommen hatte. Vielleicht gönnte er seiner Frau auch einige Hiebe; als das Dienstmädchen ihre Turnüre verlor, riß er diese für alle Fälle schnell beiseite, damit sie nicht darüber stolpern sollte. In einem Anfall von Ausgelassenheit nahm er sie auf und hielt sie den Zuschauern hin; es stellte sich heraus, daß sie aus einem alten löcherigen Rod bestand.

Das Mädchen rächte sich für den Verlust der Turnüre, indem es das Trikot der „Königin“ zerfetzte, so daß der fette Rücken herborquoll; die „Königin“ hielt sich ihrerseits am Haar ihres Feindes schadlos. Ein dicker blonder Pops löste sich, und sie schwang ihn triumphierend über ihrem Kopf.

„Das ist der Skalp,“ rief eine grobe Männerstimme, „nun bist Du überwunden, Vene!“

Vene lauschte der Stimme einen Augenblick, dann sprang sie auf ihre Gegnerin los, riß ihr den Gürtel mit einem Ruck ab und prügelte sie unarmherzig damit auf den nackten Rücken. Die „Königin“ versuchte mit der eroberten Flechte wiederzuschlagen, gab es aber sofort auf und flüchtete schreiend aus der Arena.

Dann setzte die große Vene sich weinend auf die Erde und zog ihre Schuhe an. Der Direktor erklärte, die Vorstellung sei vorbei, und reichte ihr mit zierlicher Verbeugung Hut und Jackett. Er warf einen langen Blick auf den Meisterschaftsgürtel, den sie fest in der Hand drückte, wagte aber nicht, ihr ihn wegzunehmen.

Die Zuschauer scharten sich um sie. „Was war das, Vene? Mir scheint, Du hast Dich ordentlich rupfen lassen?“ fragte ein Bursche.

„Es war mein eigenes Haar,“ schnob Vene mit gekränktem Schluchzen.

„Es sah aber ziemlich los.“

„Ich hab es selbst ausgefärbt und gefärbt, bis ich einen Pops zusammenbekam. Aber das alte Diebsgesicht ist damit auf und davon gerannt, und nun muß ich fremdes Haar auf dem Kopf tragen.“

„Sollen wir einen Spaziergang machen?“ fragte Karl mit unsicherer Stimme; ein seltsames Zittern hatte ihn befallen.

„Den Gürtel, nein, nein! So verrückt bin ich denn doch noch nicht,“ erwiderte die große Vene und betrachtete die Glasrismen liebevoll.

Frage Sörensen kam herbei und grüßte. „Was in aller Welt wolltest Du — wollten Sie da oben?“ fragte Karl halb vorwurfsvoll; sie waren jetzt so gute Freunde geworden, daß sie sich oft irrten und „Du“ zueinander sagten.

„Es war auch zu dumm von mir,“ entgegnete Vene, „aber — ich hab ja gedacht, der Gaukler würde sein Wort halten. Zweihundert Kronen kann man schon mitnehmen. Na, das Unglück ist nicht groß.“ Er betrachtete Else, warf Karl einen leuchtenden Blick zu und kitzelte ihn im Handinnen, während er Adieu sagte. Karl legte eine abweisende Miene auf, ohne selbst zu begreifen warum.

Das Wetter hatte sich aufgeklärt, und der Mond schien. Längs des Steindammes gluckten die Wellen mit unaufhörlichem Wolllaut. Auf dem Fjord glitzerte das Wasser, und drüben auf der anderen Seite schwebte ein weißer Nebel über dunkeln, forbengefärbten Schatten. Jetzt fiel eine Harmonika auf einem Schiffsdeck ganz in der Nähe ein, der Schiffsbund heulte um die Wette mit ihr, und mehrere von den jungen Leuten sammelten sich auf dem Rajen und begannen zu tanzen.

Karl und Else sahen zu. Die Jugend hier tanzte auf eigentümlich heidsame Art; jeder Mann legte die Hände auf die Hüften seines Mädchens, und sie umfaßte seinen Hals. Es war etwas Ansprechendes dabei.

„Sollen wir einen Spaziergang machen?“ fragte Karl mit unsicherer Stimme; ein seltsames Zittern hatte ihn befallen.

Else nickte, und sie schlugen einen Weg ein, der am Fjord entlangführte; kurz darauf nahm sie seinen Arm. Doch er machte sich frei und legte den Arm um ihren Leib. Er beugte sich vor und blickte ihr lächelnd ins Gesicht, und sie lächelte wieder — still und glücklich. Aber sein Arm zitterte, und er nahm ihn wieder fort.

„Bist Du krank?“ fragte sie leise.

Dieses „Du“ wirkte wie ein leichter Klang durch ihn hindurch. Er hatte ja selbst daran gedacht, es ihr vorzuschlagen, es fehlte ihm bloß der scharfbare Anlaß; und jetzt kam es ganz von selbst, erwuchs als Selbstverständlichkeit aus dem Verhältnis.

(Schluß folgt.)

oft so sehr und so begehrt ersehnten Appell — und damit den ganzen Stoffwechsel überhaupt. Der aber ist des ganzen Wohlbefindens Wecker und Erreger!

Theater.

Komödienhaus. Bunter Abend. Dieser „Bunte Abend“, dessen Ertrag für Kriegswohlfahrtszwecke bestimmt war, brachte neben allerhand mehr oder minder unterhaltenden Anspruchslosigkeiten erfrischenderweise auch wieder einmal das kleine, noch immer nicht genug bekannte Meisterstücklein des vor ein paar Monaten freiwillig aus dem Leben geschiedenen dänischen Humoristen Gustav Lued: den ironisch wehmütigen Einakter „A. R. K. A.“, der ganz anders als seine sprudelnd übermütigen, unendlich oft gespielte Komödie „2 + 2 = 5“ Klang und Bedeutung eines menschlichen Dokuments besitzt. Es ist ein eigener Reiz, wie uns der Dichter hier die Welt aus der Vogelperspektive der beiden greifen Kameraden, die in dem Invalidenstift ein Zimmer teilen, sehen läßt. Die Jahre haben mit dem Körper zugleich die Herzen und die Leidenschaften müd gemacht, und die Erklärung des durch die Menomisterei des Fremdes in seiner Eitelkeit gekränkten Junggesellen, daß dessen Tochter eigentlich sein Kind sei, verursacht nur noch einen harmlos, kurzen Zwist. Dann lenkt der einst so harte Witwer begütigend wieder ein. Sie beide brauchen einander, und so wird der Beschluß gefaßt, sich in die Ehren der Verwandtschaft brüderlich zu teilen und die Erinnerung an Vergangene in allabendlichem Plausch um so gemüthlicher zu pflegen. Das Alles entwickelt sich in einem Dialog von höchst ergöglicher Charakteristik, erhält durch das Erscheinen der alten Herren aus den Nachbarräumen zur Geburtstagsfeier und das Ständchen der jungen Stubentochter eine sinnig angepaßte Stimmungsfrequenz. Vorzüglich war Herr Wischa, der den Witwer mit den Rudimenten seiner eifriger unausgesetzlichen Vorträge ebenso drollig wie rührend porträtierte.

Es folgte der Koyebuesche recht schwache „Schneider Pips“, der aber Direktor Reinhard Gelegenheiten bot, in der Titelrolle seiner quersüßigen Beweglichen grotesk phantastischen Possenkomik zu allgemeinem Vergnügen frei die Fägel fliegen zu lassen; zum Schluß ein von Frau Salomonowa mit köstlichem weicher Akzent gefangenes Memorandum „Die Hand“ von Heinrich Wexler. Herr Cleming vom Igl. Schauspielhaus, aus dem Feld zurückgekehrt, trug zur Laute frisch und flott einige der populärsten Soldatenlieder vor. Ebenso fanden die Tagescouplets Cabos, des ausgezeichneten Komikers vom Berliner Theater, und sein verblüffend Wienerisch vorgetragenes „Zialerlieb“ großen Beifall.

Kleines Feuilleton.

Militärtauglichkeit und Berufstätigkeit.

In Oesterreich sind bedeutsame Untersuchungen darüber angestellt, ob und wie die Wehrkraft Oesterreich-Ungarns davon betroffen wird, wenn die Mehrheit der Staatsbürgerschaft in Industrie, Handel und Verkehr oder in der Landwirtschaft tätig ist. Dr. Rosa sagt mit Recht, daß sich der Grad der Militärtauglichkeit nicht durch eine einzige Ursache erklären läßt, sondern nur durch ein Zusammenwirken mancherlei Umstände. Man wird auch die vielfach ungleiche „sanitäre Erde“ und die Privilegien berücksichtigen müssen, die die österreicherischen Wehrgeetze den Wehrpflichtigen des höchsten Standes, den Lehrern und Familienerbhältern usw. einräumen. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen bestehen darin, daß der Grad der Militärdiensttauglichkeit einer Bevölkerung nicht durch die Berufstätigkeit, nicht durch deren landwirtschaftlichen oder industriellen Charakter bedingt ist, daß er vielmehr insbesondere bei der städtischen Bevölkerung

wesentlich abhängt von dem Verhältnis, in dem Bevölkerungszahl, Gesamtgrundfläche und unbebaute Fläche zueinander stehen, und daß mit der zahlenmäßigen Zunahme der wirtschaftlichen Selbständigkeit auch die Zahl der Rekruten steigt. Es ist also nicht die landwirtschaftliche Berufstätigkeit, die mehr als jede andere das Individuum militärdiensttauglich hält, sondern diese Wirkung beruht auf dem Landaufenthalt, auf dem Wohnen in freier, ländlicher Umgebung, und zwar im Gegenlag zur engen, licht- und luftarmen Stadt. Da Oesterreich jetzt vorzugsweise ein Agrarstaat ist und sich erst neuerdings stark zum Industriezustand entwickelt hat, so sind diese Ergebnisse von besonderer Bedeutung. Rosa behauptet nämlich, daß, wenn der industriellen Entwicklung Oesterreichs eine großzügige und intensive soziale Reformarbeit, insbesondere auf dem Gebiete des Arbeitsschutzes, der öffentlichen Wohlfahrtspflege, des Städtebaues und der Wohnungspolitik vorausgeht, sie nicht eine Schwächung, sondern eine außerordentliche Steigerung der Wehrkraft der in der Doppelmonarchie vereinigten Nationen zur Folge haben wird.

Kriegsvorsorgung vor 4000 Jahren.

Man schreibt uns: Wenn heute auch nicht mehr voll nach dem altorientalischen Grundsatz „inter arma silent leges“, in waffenstarker Zeit schweigen die Gesetze“, verfahren wird, so sind doch bekanntlich eine Menge rechtlicher Ausnahmsbestimmungen für die Kriegsteilnehmer und die Kriegszeit erlassen, die für uns etwas Neues und Außerordentliches darstellen. In Wahrheit sind ähnliche Bestimmungen, wie der Geschichtsschreiber des Altertums, Professor Eduard Meyer, nachgewiesen hat, schon vor 4000 Jahren erfolgt, wenn aber das alte Babylonien der „Kriegszustand“ verhängt wurde. Schon um 225 v. Chr. erzählt der Herrscher Sineschid von Neul in einer Inschrift, er habe für Korn und Del, Wolle und Kupfer Höchstpreise festgesetzt — für 1 Scheffel Silber, etwa 1,50 M., müßten 12 Pfd. Wolle oder Kupfer oder 3 „gur“ (40 Pf.) Korn gegeben werden — und der große Siegesgötter Hammurabi, der von 2123—2081 v. Chr. regierte, hat dieselbe Wirtschaftspolitik verfolgt. In seiner großen Gesetzesammlung, die 1901 aufgefunden wurde, finden sich auch die ersten Militär- und Militärverordnungen der Welt. Der König unterhält ein stehendes Heer; auf den Kriegern ruht die ständige Verpflichtung zum Heeresdienst, und wer sich dem entzieht und beim Aufgebot (wie würden sagen: beim Aufruf des Landsturms) einen gemieteten Vertreter an seine Stelle schickt, wird mit dem Tode bestraft. Dafür erhalten die Krieger vom König ein unveräußerliches Grundstück und Vieh zur Bewirtschaftung, das sich mit der Verpflichtung zum Kriegsdienst auf ihre Nachkommen vererbt. Wenn ein Krieger dies Gut wegen der darauf liegenden Lasten nicht bewirtschaftet, darf es ein anderer in Besitz nehmen; dieser behält es erb- und eigentümlich, wenn der ursprüngliche Besitzer nicht innerhalb drei Jahren seine Rechte geltend macht. Diese Verhältnisse erinnern an das spätere Ägypten und das Römerreich mit seinen Landanweisungen für Veteranen. Schlecht aber, wie laum je später, stand es um die Militärdienste: glückte ihnen eine Operation, so erhielten sie ihr gutes Honorar — führte sie den Tod des Verletzten herbei, so wurden dem Arzt die Hände abgehauen.

Die Vierhellersfemmel von 1915.

Im „Heimgarten“ plaudert Peter Hofegger über die Semmel: Die Semmel ist die Einheit der Nahrungsmittel. Sie ist das billigste Nahrungsmittel und auch das bequemste. Man könnte wohl den Nährstoff anderer Stoffe an ihr messen, so z. B. eine Portion Fleisch gleich fünf Semmelkruste, ein Kilogramm Kartoffeln gleich drei Semmelkruste, zwei Liter Bier gleich eine Semmelkruste. Aber die „Semmelkraft“ sinkt in dem Maße, als ihr Preis steigt. Als Knabe einst, wenn ich auf dem Wege ins ferne Kirchdorf eine Kreuzerfemmel kaufte, wurde ich satt davon. Vor kurzem schenkte ich einem

meiner Tante einen Kreuzer: „Kauf Dir was damit.“ Der Kleingang und erst nach Stunden kam er zurück. Er sei die halbe Stadt abgegangen, hätte aber nichts gefunden, was um einen Kreuzer zu haben gewesen wäre. Dann habe er den Kreuzer einem Bettler in die Hand gedrückt; der hätte auch nichts dafür hergegeben, nicht einmal ein Vergelt's Gott. — Das Geld fängt erst mit zwei Kreuzer (vier Heller) an, etwas zu sein. Seine erste Leistung ist die Semmel. Doch von Semmeln allein kann niemand leben, außer die Vögel. — Jüngst ließ der Dorfschmied zu R. bekanntmachen: Wer zuhauen wolle, er werde vor dem Mittagessen im Bierhaus in einer Viertelstunde zehn Semmeln essen. Wie Jungen beständigen, ging das ganz leicht. Der Mann steckte je eine Semmel auf einmal in den Mund und zerkaut sie ganz bedächtig. Als die Viertelstunde um war, hatte er zwölf Semmeln verzehrt — dann ging er zum Mittagessn. Das war die Vierhellersfemmel von 1915.

Wie der Krieg die Technik fördert.

Es ist bekannt, in welchem Maße die besonderen und nicht vorhergesehenen Bedingungen des jetzigen Krieges die Erfindung neuer Angriffs- und Abwehrwaffen gefördert hat. Doch aber auch die Privatindustrie hat in hohem Maße angepaßt und sogar Anregungen daraus schöpfen konnte, dafür wird in dem neuen Heft der Wochenchrift „Plutus“ ein bezeichnendes Beispiel angeführt. Der Mangel an Petroleumvorräten hat dazu geführt, daß im großen Umfang elektrische Beleuchtungsanlagen geschaffen worden sind; besonders hat auf dem faden Laude eine außerordentlich rege Tätigkeit in solchen Anlagen eingeleitet, die den Nebenlandzentralen neue bedeutende Abgabegüter erschlossen haben. Hier zeigte sich nun die Anpassungsfähigkeit und Schärfe unserer elektrotechnischen Wissenschaft im hellsten Licht. Man machte Versuche, Eisen zu verwenden und die Gummifolierung durch Papier zu ersetzen. Diese Versuche sind völlig geglückt. Der Verband Deutscher Elektrotechniker hat in Berücksichtigung der zurzeit vorliegenden Verhältnisse Normalien geschaffen für Manteldrähte mit Papierisolierung, für Niederspannungsanlagen in trockenen Räumen zur erkennbaren Verlegung, die es ermöglicht, den Leitungsverlauf ohne Aufreißen der Wände zu verfolgen. Die Leiter dieser Manteldrähte bestehen aus verdicktem weichen Eisen.

Notizen.

Konzertchronik. In der Aufführung von Beethovens IX. Sinfonie, die unter Leitung von Generalmusikdirektor Fritz Steinbach am 1. März in der Philharmonie stattfindet, wird am Sonntag, den 28. Februar, mittags 12 Uhr, eine öffentliche Hauptprobe veranstaltet. — Vorträge. Professor Steindorff aus Leipzig hält am Mittwoch, abends 8 Uhr, in der Urania einen Vortrag mit Lichtbildern über: „Der Suezkanal, Ägypten und England“. — Die Höhere Fachschule für Dekorationskunst veranstaltet einen Vortragabend mit Lichtbildern und Demonstrationen am Donnerstag, den 25. Februar, um 8 1/2 Uhr im Künstlerhaus. Es werden sprechen: Fritz Stahl über: „Krieg und Berufswahl“; Julius Klinger über: „Die Erziehung zum Schauspielerberuf“. Eintrittskarten kostenlos im Verein Berliner Künstler, Bellevuestr. 3, und im Sekretariat der Schule, Landsburger Straße 38. — Ein Opfer der Wissenschaft. Auf dem Felde des wissenschaftlichen Kampfes gegen die Krankheiten fallen auch in Friedenszeiten Opfer. In diesem Kriege sind für die wissenschaftlichen Forscher, die dabei bleiben, die Gefahren beim Studium zahlreicher, sonst bei uns nicht heimischer Infektionskrankheiten bedeutend vermehrt. Dem noch wenig erforschten Flecktyphus ist der Professor am Hamburger Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten v. Brownagel erlegen.

Theater für Dienstag, 23. Februar:
Berliner Theater 8 Uhr: „Extrablätter!“
Deutsches Künstler-Theater 7 1/2 Uhr: Egmont.
Deutsches Opernhaus, Charlottenb. 8 Uhr: Der Freischütz.
Friedrich-Wilhelmstadt. Theater. 8 Uhr: Die Fledermaus.
Gebr. Herrfeld-Theater 8 Uhr: Familie Plasehek. Helbring contra Helbring.
Kleines Theater 8 Uhr: Jettchen Geberl.
Komische Oper 8.10 Uhr: Gold gab ich für Eisen.
Komödienhaus 8 Uhr: Bunter Abend.
Lessing-Theater 8 Uhr: Jugendfreunde.
Lustspielhaus 8 1/2 Uhr: Die Orientreise.
Metropol-Theater 8 Uhr: Woran wir denken!

Montis Operetten-Theater 8 Uhr: Der liebe Papi.
National-Theater 8.10 Uhr: Wenn d. Landsturm kommt
Residenz-Theater 8 Uhr: Die Schöne vom Strand.
Rose-Theater 8 Uhr: Else vom Erlenhof
Schiller-Theater O. 8 Uhr: Nora.
Schiller-Th. Charlottenbg. 8 Uhr: Krieg im Frieden.
Thalia-Theater 8 Uhr: Kam'rad Männe.
Theater am Nollendorfpl. 8 1/2 Uhr: Immer feste druf! Sonnt. 3 1/2 Uhr: Der Graf v. Luxemburg.
Theater des Westens 8 Uhr: Rund um die Liebe
Theater in der Königgrätzer Straße 7 1/2 Uhr: Herodes und Mariamne.
Trianon-Theater 8 1/2 Uhr: Das Liebesnest.
Volksbühne-Theater am Bülowplatz 8 Uhr: Sönke Erichsen
Walhalla-Theater 8 Uhr: Krümel vor Paris.

URANIA
Taubenstraße 48/49.
4 Uhr (Halbe Preise): Die Weichsel und die masur. Seen.
Abends 8 Uhr: Die Vogesen und ihre Kampfstätten.
WINTERGARTEN
Letzte Woche!
Johanna Terwin vom Deutschen Theater, Berlin, Jakob Tiedtke v. Leasing-Theater, Berlin, in: Landwehmann und Pikardo Zeitbild von Otto Reutter.
Serene Nord mit ihren Wassernymphen, Rosa Felsegg mit ihrem Aeroplan, Else Berna Operettensängerin sowie der hervorragende Februar-Spielplan. Kleine Preise.

Zirkus Alb. Schumann
Dionstag, 23. Febr., Anf. 7 1/2 Uhr: Elite-Vorstellung.
Besonders hervorzuheben: Artur Saxon-Trio die stärksten Männer der Welt mit ihrer lebenden Automobillücke. 4 Ciacres in ihr. unerreichte Leistung. — Weisses 5 dressierte Bären, der Bär als Kunstfahrer auf dem 3 Meter hohen Zweirad, einzeln dastehend.
Gebr. Ernst u. Oskar Schumann. Um 9 1/2 Uhr: Um 9 1/2 Uhr: Ost und West. Großes patriotisch. Schauspiel aus der Gegenwart in 4 Akten.
Casino-Theater.
Lottoringer Straße 37. Täglich 8 Uhr. Nur noch bis Donnerstag den 25. d. M.
Durch dick und dünn. Freitag, 26. Februar: Erkaufung des neuen Lustpfeilschägers: Der Herr Kommerzienrat. Sonnt. 4 Uhr: Durch Klippen u. Wellen.
Voigt-Theater.
Badstr. 58. Badstr. 58. Morgen Mittwoch, den 24. Februar: Gold und Liebe. Schauspiel in 4 Akten und 5 Bildern. Von Edmund Bräuer u. Heinrich Müller. Aufführung 7 Uhr. Anf. 8 Uhr.

Theater-Folies-Capriccio
8 1/2 Follen-Theater 8 1/2
Sprechstunde.
Ein angnehmer Herr.
Martin Kellner a. G.
Reichshallen-Theater.
Steffiner Sänger.
Zum Schluss: Weihnachtsabend im Schützengraben Anfang 8 Uhr. Militärpersonen und deren Angehörigen polifommen freier Zutritt zu den Stelt. Sängern.

FL. 1.50 u. 2.00 M
Feurig-Süßer
Santa Lucia
Stärkungs-Rotwein.
Blasennöhen
unnatürl. Blutröte des Gesichts, Blutauberger, Husten usw. heiligt am höchsten „Marubin“. Seit 18 Jahren mit wirklichen Erfolgen erprobt. M. 2,50. Otto Reichel, Berlin 43, Eisenbahnstr. 4.
Berlin 80. 16. Engel-Ufer 5.
H. & P. Uder, Haupt-Niederlage der k. k. österr. Tabak-Regie.
Zigaren — Zigaretten — Rauchtabelle. Nur für Wiederverkäufer zu Originalpreisen. Alleinverkauf der Fabrikate der Firma **F. J. Burrus St. Kreuz** Größte deutsche Rauchtabellefabrikation. Jahresproduktion über 5 000 000 Pfd. Rauchtabelle Zigaretten-Spezialität: L'Algerienne.

Bronchialkatarrh, Asthma, Luftröhren-, Kehlkopf-, Rachen- u. Nasenkatarrh

Die Kur im Hause
„Ueber 18 000 Anerkennungen von Aerzten u. Patienten“
Wer an einer dieser Krankheiten leidet, versäume nicht, sich sofort über den bewährten Tancre's-Wiesbadener Inhalator zu informieren.
Der Original-Tancre's-Inhalator ist ein kleiner, einfacher Apparat, der nach besonderem Verfahren auf kaltem Wege des Verantwortlicher Mediziner: Alfred Wielepp, Reusfolln. Für den

infiltrierende, lösend und heilend wirkende Medikamente in einen feinen, gasartigen, trockenen Nebel oder in kühl-feuchten, äußerst fein verteilten Tau umwandelt. Dieser Nebel wird an die Atemluft gebunden, eingeatmet und bringt auf diese Weise in die tiefsten Luftwege ein. Er wird hierdurch direkt an den Sitz der Erkrankung gebracht und ermöglicht gleichsam eine Durchdringung des gesamten Atmungsorganismus mit heilkräftigen Stoffen.
Dadurch erklären sich die sänellen, bisher bei Katarrhen der Luftwege ganz ungenutzten Erfolge, welche zahlreiche Kerze veranlassen, Tancre's-Inhalator aufzunehmen und ihren Patienten zu verordnen.
So schreibt Herr Fabrikdirektor a. D. Paul Fimmel, Ludenwalde, Grabenstr. 27: Ich bezog von Ihnen einen Inhalations-Apparat, um gegen meinen seit circa zehn Jahren bestehenden Bronchialkatarrh auf Anraten meines Arztes energisch vorzugehen. Zu meiner großen Freude kann ich Ihnen heute schon mitteilen, daß ich mich nach konsequent durchgeführter dreimaliger täglicher Inhalation heute von sämtlichen früher erlittenen Beschwerden vollständig befreit fühle. Nach meinen Erfahrungen kann ich Ihren Inhalations-Apparat nur bestens empfehlen, derselbe bedeutet eine große Wohlthat, die sich alle Katarrh-Leidenden zu Nutzen machen sollten. Die stete Gebrauchsfähigkeit sowie das Einatmen der betr. Medikamente in gasförmigen Zustand erhöht den Wert desselben ungemein, gegen der früheren Umständen und wenig angenehmen Inhalation feuchtwarmer Dämpfe.
Interessante veranm.: Th. Hode, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

Warnung! Achten Sie genau auf den Namen Tancre's und die patentamtliche Schutzmarke „Die Kur im Hause“, damit Sie auch wirklich den echten und altbewährten Original-Tancre's-Inhalator erhalten, da minderwertige Nachahmungen im Handel sind. Kein zweiter Apparat kann sich wie dieser auf 18 000 Zeugnisse von Aerzten und Patienten berufen.
Nähere Auskunft über den Original-Tancre's-Inhalator wird von der Firma Carl A. Tancre's, Wiesbaden, 91 S, gerne kostenlos und ohne Kaufzwang erteilt. Verlangen Sie noch heute gratis belehrende Broschüre. Den Kupon wolle man ausschneiden und als Drucksache einsenden.
Firma Carl A. Tancre's, Wiesbaden 91 S.
Ich wünsche Aufklärung über Ihr neues Inhalationssystem. Es dürfen mir keine Kosten hierdurch entstehen.
Name und Stand: _____
Wohnort: _____
Genauere Adresse: _____
Im offenen Briefumschlag mit 3 Pf. frankieren.
Interessante veranm.: Th. Hode, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.